

Wiesbadener Tagblatt.

48. Jahrgang.

Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugspreis: durch den Verlag 50 Pfg. monatlich, durch die Post 1 Mk. 50 Pfg. vierteljährlich für beide Ausgaben zusammen.

Verlag: Langgasse 27.

17,000 Abonnenten.

Anzeigenpreis:

Die einspaltige Petitzeile für locale Anzeigen 15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. — Reclamen die Petitzeile für Wiesbaden 50 Pfg., für Auswärts 75 Pfg.

Anzeigen-Aannahme für die Abend-Ausgabe bis 11 Uhr Vormittags, für die Morgen-Ausgabe bis 3 Uhr Nachmittags. — Für die Aufnahme später eingereicherter Anzeigen zur nächstfolgenden Ausgabe wird keine Gewähr übernommen, jedoch nach Möglichkeit Sorge getragen.

No. 77.

Freisprecher No. 52.

Donnerstag, den 15. Februar.

Freisprecher No. 52.

1900.

Abend-Ausgabe.

(Nachdruck verboten.)

Aus Eis und Trano.

(Von unserem Korrespondenten.)

Wien, 12. Februar.

Dem Ministerium Körber ist etwas Großes geglikt: neue Hoffnungen zu erwecken. Die Wiener Verständigungskonferenzen, an welchen die Vertreter sämtlicher Parteien, mit Ausnahme der Radikalen, theilnehmen, haben diesen Hoffnungen sogar ein festes Rückgrat gegeben. Optimistische Gemüther beginnen bereits von einem neuen Organismus zu träumen, der aus dem von Dr. Körber sorgfältig vorbereiteten Stoff Fleisch und Blut bekommen soll. Man weiß, daß diesmal die Konferenzen eine lange Zeit währen werden, doch man beschleicht sich gern, da man auch weiß, daß man es diesmal wirklich einmal mit gründlichen Reformen zu thun hat, mit einem ganzen Komplex von Reformen, welche die Landtagswahlordnung ebenso wie die Sprachenfrage umfassen. Und die Sprachenfrage in Oesterreich hat schon lange aufgehört, eine par excellence nationale Angelegenheit zu sein, sie ist zur Zeit auch zu einer Existenzfrage, einer Brodfrage geworden, welche Tausende von Beamtenfamilien interessiert und in deren Lebensbedingungen tief eingreift. Mit der Machtfrage parallel läuft also jetzt auch die Sorge um die Existenz, und aus diesen Lebensnothwendigkeiten leuchtet ein schwacher Hoffnungsschimmer auch zu den Staatsnothwendigkeiten auf. Der Reichsrath wird im Laufe dieser Woche wieder einberufen werden, und die Regierung wird dort den Versuch machen, den Ausgleich mit Ungarn zumindest in Materie ratifizieren zu lassen. Im Oberhause wird ein neuer Baureisend erwartet; es giebt so viele emeritirte Excellenzen. Das ist im Großen und Ganzen Alles, was bis jetzt aus „Eis“ Neues gemeldet werden kann. — In Transleithanien wartet das Ministerium Szell ruhig auf die Entwicklung der Dinge in Oesterreich. Herr v. Szell befolgt hierbei jedoch das alte Prinzip: „Si eis pacem para bellum!“ und arbeitet im Verein mit dem Handelsminister eifrig an dem autonomen Zolltarif. Inzwischen feiert er im Parlament, wo er sich gegen den Vorwurf einer zu wenig nationalen Politik verteidigen mußte, billige Redner-Triumphe und hört, als kluger Mann, selbst aus dem Munde des Beifalls der parlamentarischen Arena das leise Grollen seiner Feinde, die auf die Gelegenheit lauern, dem glücklichen Premier ein Bein zu stellen. Seine Feinde — das ist vor Allem Baron Banffy und sein Anhang. Der Rache brütende Vorgänger Szells hat in letzter Zeit sogar mit großen materiellen Opfern ein eigenes Organ, „Das ungarische Wort“, gegründet, welches täglich Feuer und Flamme gegen Szell speit und ihn täglich

mit neuen Angelegenheiten aus seiner politischen Beschaulichkeit aufschreckt. Im Hause Banffys finden sekrete politische Konventikel statt, die gegen den Kabinettschef einen geheimen, erbitterten Kampf organisiren: Ihren Haupttrumpf geben den die Verschöbder auszuspielen, wenn Szell — und man wähnt die Zeit nahe — mit dem Projekte der Vermehrung des Truppenkontingents um jährlich 50,000 Mann auf den Plan treten sollte. Herr v. Szell soll sich hierfür mit Haut und Haaren der Hof-Militär-Partei verschrieben haben, und Baron Banffy weiß es nur zu gut, wie unpopulär eine solche Vorlage in Ungarn sein wird. Denn — bei Einreichung derselben soll das ganze schwere Geschäft aufgeföhren werden, welche die feste Burg Herrn v. Szells in die Luft sprengen soll. Bis dahin vertreibt man sich die Zeit, mit allerhand hübschen Kleinigkeiten. So beschuldigen die Organe Szells Banffy des Verrathes amtlicher Mittheilungen, welche derselbe, um Szell ungelogen zu werden, in seinem Blatte in der Frage der Subventionirung der rumänischen Schulen in Siebenbürgen publiziren ließ. Das Organ Banffys ist hierüber außer Rand und Band und droht mit der Publizirung der Liste jener kleinen Geschenke, welche so schön die Freundschaft erhalten und die den Schlüssel zu der Haltung der oppositionellen Führer Polonyi, Bartha, Hollo, Horansky et tutti quanti Szell gegenüber bieten sollen. Mit solchen netten Bagatellen vergeht die Zeit . . .

Deutsches Reich.

Herrfurth.

Der, wie gemeldet, gestern im Alter von noch nicht 70 Jahren verstorbene ehemalige Minister Herrfurth gehörte zu den Staatsmännern, die sich des entschiedenen Mittheilens der Rechten zu erweisen haben, weil sie trotz ihrer unzweifelhaft konservativen Gesinnung zu Selbstbewußt und zu thätig sind, um sich der Herrschaft des ostelbischen Geistes unterzuordnen. Der Verstorbene, der auf der Stufenleiter des Verwaltungsdienstes langsam und regelmäßig emporgekliegen war, bedeutete durch seine Charaktereigenschaften und seinen Geist sehr viel mehr, als es ein Durchschnittsbüreaukrat zu bedeuten pflegt. Während er nach außen hin kaum irgendwelche bestimmenden Züge einer markanten Persönlichkeit zeigte, wußten seine Freunde, daß er nicht nur ein Mann von erprobter Ehrlichkeit, von tiefem Wissen und reicher Erfahrung war, sondern daß ihn zugleich die Vorzüge einer geschlossenen Individualität zierten. So gleich er in manchen Beziehungen dem Grafen Caprivi, an den auch sein Schicksal erinnert. Wie die Konservativen es dem zweiten Reichskanzler nicht verzeihen konnten, daß er die Erbschaft des Fürsten Bismarck antreten gewagt hatte, so geriet Herr Herrfurth sofort in die Linie der konservativen Abneigung durch den Umstand allein, daß er den Ruf des

Kaisers Friedrich, die Bismarcksche Erbschaft zu liquidiren, bereitwillig annahm. Es kam hinzu, daß er ein bürgerlicher Mann war. Das feudale Oberbüthum lebt nun einmal in der sonderbaren, durch die Praxis aber hinlänglich gerechtfertigten Vorstellung, daß das Ministerium des Innern dem Adel vorbehalten bleiben müsse. Irrungen aller Art traten in dem Verhältnis des Ministers Herrfurth zur Rechten alsbald ein. Seine Landgemeinde-Ordnung veränderte sich nach ihrer unwilligen Auffassung nicht genügend die Bedürfnisse und Rechte der Rittergutsbesitzer; seine Stellung zur Miquelschen Grundsteuerreform brachte ihn in einen immer schärferen Gegensatz zu dem Vizepräsidenten der Rechten, und so ging er denn im August 1892, um zunächst noch ein Jahr lang als Mitglied des Abgeordnetenhauses der Deffentlichkeit anzugehören. Sein Zurücktreten in das Privatleben bedeutete aber nicht, daß er auf die lebendigste Theilnahme vom öffentlichen Leben verzichtete. Herrfurth führte eine vortreffliche Feder, und mehrere Aufsätze von ihm, so in der „Deutschen Revue“, zeigten, daß er nicht gesonnen war, sich die Grundlagen seiner erspriehlichen Amtsthätigkeit durch tendenziöse Angriffe von rechts her verschleichen zu lassen. Ein wackerer Mann, ein Mann der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, ein ausgezeichnete Beamter, ein Staatsmann im edelsten Sinne des Wortes ist mit Herrfurth jetzt aus dem Leben geschieden.

Berlin und Detmold.

Die Flottenvorlage, die schon so viele merkwürdige Verschleibungen in der deutschen Politik herbeigeföhrt hat, scheint dazu bestimmt zu sein, die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Graf-Regenten von Lippe zu bessern. Das überaus freundlich gehaltene Telegramm, mit dem der Kaiser dem Graf-Regenten seinen „freundlichen und verbindlichen Dank“ für die Gründung eines Landesausstufes des deutschen Flottenvereins ausdrückt, deutet auf einen Wandel in den Gesinnungen des Kaisers hin, und dieser Dank wird in Detmold wahrscheinlich sehr lebhaft Hoffnungen hervorrufen, zumal auch der Generalmajor v. Rodewald in Detmold eine gleich lebendwüthig abgefasste Depesche des Kaisers erhalten hat. Der General dürfte daraus entnehmen, daß in Berlin ein über die Selbstverständlichen rein formellen Beziehungen hinausgehendes Verhältnis größerer Verglichkeit nicht mehr unerwünscht ist, und er wird sich danach zu richten verstehen. In der Sache selbst wird ja durch diesen Zwischenfall nichts geändert. Die Lippeische Thronfolgefrage ist für die Dauer der Regenschaft des Graf-Regenten erledigt, und was später kommen mag, weiß heute Keiner zu sagen, da der schon einmal beschrittene Weg eines Schiedsgerichts unter Umständen wieder beschritten werden wird. Indessen kann es nur zur Befriedigung gereichen, wenn die vorhandenen sachlichen Gegensätze nicht mehr mit der früheren Schroffheit auf das persönliche Gebiet hinübergreifen.

Giordano Bruno.

(Zu seinem 300-jährigen Todestage.)

In der ganzen civilisirten Welt wird gegenwärtig Giordano Bruno gefeiert, der am 17. Februar vor 300 Jahren auf dem Campo di Fiore zu Rom verbrannt wurde — ein Märtyrer der Wissenschaft. Seine Stellung in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens, besonders seine Bedeutung für die tiefere Erfassung des „Welttrathsels“ würdigt in durchaus selbständiger und eigenhümlicher Auffassung der dänische Historiker Troels-Lund in seinem Buche „Himmelsbild und Weltanschauung.“ Seine Ausführungen dürften darum noch besonders geeignet sein, das Gedächtnis Giordanos Brunos zu erneuern.

Das 16. Jahrhundert war ein abschließender Punkt in der Entwicklung der Menschheit. Jahrtausende alte Gedanken stammten hier mit erneuter Kraft auf, leuchteten, nachdem sie alle durchdrungen hatten, jetzt zum letzten Male. Teufelsglaube und Sternendeutung setzten Alle in Aufruhr, indem sie als zwei gewaltige Ungerer der Vergangenheit vom Boden aufschossen und sich im Kampfe erhoben. Der Schuß, welcher sie fällte, schloß eine lange und merkwürdige Periode in der Entwicklung der Menschheit ab und weichte die neue ein, an deren Schwelle wir stehen. — Warum mußte die Lebensbeleuchtung des 16. Jahr-

*) Das Buch, das vor Kurzem bei V. G. Teubner, Leipzig, im 2. und 3. Tausend erschienen ist, hat im Norden ungetheilte Aufmerksamkeit erregt, ist hier als Bibel der Humanität bezeichnet worden und hat auch in der deutschen Ausgabe sich einer außerordentlich günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Es will in der Darstellung des Verhältnisses zwischen „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“ den treibenden Gedanken in der Entwicklung des menschlichen Geistes zeigen und giebt so eine Geschichte des menschlichen Denkens vom Morgen der Zeiten bis zur Gegenwart, ausgehend von den einfachsten und doch wieder tiefsten Fragen, die das Dasein stellt, die es der Menschheit immer gestellt hat und die von ihr stets als neue zu beantworten versucht worden sind: Was sind Licht und Dunkel, Tag und Nacht, wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel?

hundert aufhören? Was gab den Anstoß zu dem geistigen Durchbruch, von dem wir mit Recht den Sturz des uralten Gedankenengels, den Anfang einer neuen Hauptperiode datiren? Wenn unsere ursprüngliche Behauptung Stich hält, muß der tiefste Grund in einer neuen Ansicht von den Himmelsverhältnissen, in einer neuen Ansicht von Licht und Dunkel, von dem Abstände zwischen Himmel und Erde zu suchen sein.

Man hat diese neue Ansicht in Kopernikus' großer Entdeckung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, zu finden geglaubt. Und Kopernikus' Lehre enthielt den Anstoß eines Einspruchs gegen den alten Gedankenengels. Es rührte sich in ihr eine andere Art Leben als in ihrer Umgebung. Aber sie war sich selbst des Unterschiedes nicht voll bewußt, geschweige im Stande, sich ganz geltend zu machen. Hier war dasselbe Mißverhältnis vorhanden wie bei der Vogelbrut, welche, zum Leben erwacht und zu freier Bewegung bestimmt, sich noch in dem engen Gefängnis des Eies befindet. Kopernikus' System entspricht in seiner Entstehung im 16. Jahrhundert dem Uebergangszustand, in dem der Menschengeist, zu neuem Verständnis, einer höheren Art des Lebens gewacht, sein Gefängnis zu ahnen anfing, aber noch nicht die Schale des Welteneies zu durchbrechen vermochte.

Der deutlichste Ausdruck für dieses Unvermögen ist der Fortbestand der Sternendeutung. Tycho Brahe und Kepler bezeugten gegenüber der Kopernikanischen Weltklärung den Zweifel und den noch sicherer begründeten Beweis, aber beide waren gleichwohl — eifrige Sternendeuter. Und mit Recht. Denn wenn Gottes Wille sich mechanisch im Welt-Universum nach unten fortzusetzen, von dem äussersten ungeheuren Triebbrade an bis hinab zu einer schlichten Krebs-schere oder der Sägevertheilung in einem neugeborenen Händchen, so war — mochte der Gang des Nades so oder so gehen — in Ermangelung wirklicher Zeiger der tastmäßige Gang von Gottes Willen am deutlichsten in den äussersten großen Zahnrädern zu beobachten. Es war verhältnismäßig gleichgültig, ob die Erde hier oder dort in dem Naderwerk saß. Das Entscheidende war, daß Alles in

innerer Verbindung stand. Alles bildete eine Einheit. Wie scheinbar wild auch die Spreu flog und das Mehl stob, während das Leben im Kreise herum mahlte, Alles zusammen war die geschlossene Welteneinheit, die ging und glug, während Gottes Wille über das Triebbrade brauste.

Aber ob man nun bloß auf den Gang der Nader geschaut und treulich sich um sein Thun bekümmert, oder ob man über das geheimnißvolle Gefuppel gegrübelt hatte, welches sich zuweilen hören ließ, den unheimlichen Spuk, wenn das Dunkel fiel und die Seite von einer unsichtbaren Hand geöffnet wurde, während es funkelte wie von Augen im Dunkeln — die Tage vergingen, tagaus, tagein; auf die Dauer wurde es in der Mühle eng.

Kopernikus' Lehre wurde der erste Ausbruch dafür, daß die Mühle ein Gefängnis sei. Gerade dadurch, daß man von einem anderen Mählwerk sprach als dem früher angenommenen, führte der Gedanke auf das Mählwerk selbst hin und machte schließlich darauf aufmerksam, daß das Leben, die Welt nur ein Mählwerk war. Gab es da außerhalb der Mühle gar nichts? Ungeahnt trippelte der Menschengeist als Böglein im Ei. Es mußte etwas außerhalb der Schale geben. Drinnen war es eng und abgegeschlossen, es ließ sich nicht athmen. Sich allein überlassen, konnte sich Kopernikus' Lehre jedoch nicht den Weg hinaus bahnen, sie trippelte immer nur im Kreis herum.

Da ertönte auf einmal ein seltsamer Laut. Voll neuer Triebe pökte der Menschengeist plötzlich mit dem Schnabel an die Weltenschale. Sie gab nach und sprang. Und hinaus stürzte der Gefangene verwirrt, begeistert, neugeboren in die große wunderbare Welt, wo Alles fremd, eifig fremd war.

Wer war der Befreier des Menschengeistes? Wer sprengte das Weltenei? Der war es, der zuerst den Gedanken aussprach, daß der Firmamenthimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildete. Es gab überhaupt gar keine Wölzung, gar keinen Firmamenthimmel, denn das Alles war nur Raum und Augen, Raum und wieder Augen; denn die Welt ist nicht endlich, sondern unendlich.

Niemals ist Jemand mit mehr Fug verurtheilt worden

*** Hof- und Personal-Nachrichten.** Der Reichstags-Abgeordnete Dr. Lieber verabschiedete sich am Dienstag auf Mittwoch eine gute Nacht. Es trat kein Fieberanfall ein und seit gestern Vormittag ist das Befinden ein verhältnismäßig gutes. — In Bayern ist Bürgermeister v. Wunder im Alter von 78 Jahren infolge von Gallensteinen gestorben. Der Verstorbene war ein hervorragender Verwaltungsbeamter. Die Stadt, in der er seit 1851 als Gemeindebeamter tätig war, verliert an ihm eine verdienstvolle Kraft.

*** Die Erwiderung des Prinzen Heinrich** auf den Trinkspruch des Kaisers bei dem vorgestrigen Festmahl im königlichen Schlosse lautete folgendermaßen: „Eure Majestät wollen mir allergnädigst gehalten, meinen unterthänigsten, tiefgefühltesten und herzlichsten Dank für die gnädigen Worte auszusprechen, sowie für den Empfang, den Eure Majestät heute für mich zu befehlen geruht haben. Der größte Sporn meiner bisherigen Tätigkeit war der, daß ich wüßte, Eure Majestät standen hinter mir wie hinter Eurer Majestät Flotte. Dieser Gedanke befähigte mich sowohl wie die Offizierscorps im Auslande zu immer neuen, erfreulichen, ermutigenden Thaten. Auch möchte ich nicht verschließen, am heutigen Tage, da ich das erste Mal wieder in Gegenwart Eurer Majestät sein darf, auszusprechen, wie patriotische und treue Unterthanen jene Deutschen sind, die ich in Klassen verlassen habe, um nach meiner Heimat zurückzukehren. Eurer Majestät danke ich ferner für das unentwegte Vertrauen, welches mir während der beiden vergangenen Jahre gezeigt worden ist, und ich versichere, daß, wo es auch sein möge, jedweder Dienst für Eure Majestät und für das Vaterland mich auch in Zukunft auf dem besten Stande wird. Oft erlangt im fernen Osten der Ruf, der die Deutschen brauchen und uns Kameraden in Ostasien befehle bei gemeinsamen Zusammenkünften, bei festlichen Anlässen: Dieser Ruf mag auch heute laut erschallen! Mit Genehmigung Eurer Majestät fordere ich die Herren auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und Herr Kurat — Hurrah! — Hurrah!“

*** Maschinengewehre.** Wie der „Schlef. Volksztg.“ aus Berlin gemeldet wird, ist beabsichtigt, sämtliche Jäger-Bataillone im deutschen Heere mit je einer Maschinengewehr-Batterie auszurüsten. Auch für die Infanterie soll diese Einrichtung für später beabsichtigt sein.

Deutscher Reichstag.

© Berlin, 14. Februar.

Die Verabreichung des Kolonial-Etats wird fortgesetzt. Zu erledigen sind noch verschiedene Forderungen für Eisenbahnbauwerke in Südwest-Afrika, und zwar eine zweite und letzte Rate zur Fortführung der Bahn Tanga-Nubeha bis Morogoro, sowie zu Vorarbeiten für eine weitere Fortsetzung bis Rombo 2.500.000 Mk. Ferner zur Ergänzung der Vorarbeiten für eine Bahn Dar-es-Salaam bis Morogoro und für eine telegraphische Verbindung von Dar-es-Salaam bis zum Kilossa 120.000 Mk. — Abg. Dabach (Centrum) hebt hervor, daß Deutschland in diesem Jahre für seine Kolonien 30 Millionen Mark ausgegeben habe. Ob diese jemals wieder einkommen, sei noch sehr fraglich. Für die Usambara-Bahn werde diesmal nicht nur die letzte Rate von 2.370.000 Mk. gefordert, sondern sogar noch 72.000 Mk. für eine Fortsetzung nach Rombo. Diese letztere Summe beantrage er zu streichen. Weiter erklärt sich Redner entschieden gegen die 120.000 Mk. für Vorarbeiten für die Centralbahn von Dar-es-Salaam aus. Er bitte dieselben abzulehnen. — Kolonialdirektor v. Buchla bemerkt, er halte es für verhängnisvoll, die nötigen Gelder zur Fortsetzung dieser Bahn zu verweigern. Wenn die Usambara-Bahn bisher keine große Rentabilität erlangt habe, so liege es daran, daß der Kaffeebau unter einer Dürre viel zu leiden habe. Nach kompetenten Zeugnissen sei der Boden in Usambara für den Kaffeebau sehr geeignet. Er bitte dringend, hier Abstriche nicht vorzunehmen. Um eine Centralbahn handle es sich hier nicht, sondern vielmehr nur um eine Stichbahn von der Küste ab, die von allen interessierten Kreisen für dringend notwendig gehalten werde. — Abg. Richter (freis. Volksp.) meint, die Interessenten sollten doch dann das Geld selber aufbringen. Die Bahn sei nach seiner Ansicht zu wenig auskömmlich, wie nur jemals eine Bahn sein könne. Was die Rentabilität dieser sogenannten Kaffeebahn anlangt, so seien das bis jetzt Alles nur Hoffnungen ohne jede Unterlage. Der Herr Kolonialdirektor habe gesagt, die Ablehnung dieser Forderung würde in weiten Kreisen sehr schmerzhaft empfunden werden. Diese weiten Kreise seien aber niemand Anderes als der Kolonialrat und die Regierungskreise, welche hinter ihm stehen, vielleicht auch ein paar Offiziere, der Kolonialdirektor und seine Räte. (Geisterst.) Während man hier in Deutschland mit billigen Eisenbahn-Unternehmungen zuredete, sollten wir für Afrika kostspielige Bahn-Projekte bewilligen. — Abg. Graf Arnim (Reichsp.) glaubt, daß die Anschauungen des Vordrängers von der Rentabilität des deutschen Volkes nicht geteilt werden. Inzwischen ist ein schriftlicher Antrag Richter (freis. Volksp.) eingegangen, die vorliegenden Etatstitel nochmals an die Kommission zurückzuberufen. — Abg. Frese (freis. Ver.) spricht sich für diesen Antrag aus. — Abg. Bebel (Soz.) erklärt sich entschieden gegen die vorliegenden Etatstitel. — Abg. Dabach (Centrum) erklärt, seine Partei werde geschlossen für den Antrag

nicht stimmen. — Kolonialdirektor v. Buchla bittet nochmals um Bewilligung der Etatstitel. — Abg. Graf Stolberg (Konf.) bekräftigt, daß das Haus im Vorjahre über den Werth der Usambara-Bahn getäuscht worden sei. — Abg. Siemens (freis. Volksp.) ist der Ansicht, daß die Bahn nicht gebaut werden dürfe, ohne daß eine genügende Rentabilität von ihr zu erwarten ist. Nach weiterer längerer Debatte wird der Antrag Richter auf Rückverweisung der Etatstitel an die Kommission angenommen. Die weitere Erledigung dieses Titels wird aufgeschoben. Morgen 1 Uhr: Fortsetzung der Debatte und Antrag, betreffend Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande. Schluß 6 1/2 Uhr.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhause.

Berlin, 14. Februar.

Der freisinnige Abgeordnete Kopp wußte heute im Abgeordnetenhause von Wahlberechtigung durch die Landräthe zu berichten und erhob Klage gegen den Betrieb des konservativ-agrarischen Wochenblattes „Volksfreund“ durch Landräthe und Schulinspektoren unter mißbräuchlicher Anwendung der Vortragsfreiheit. — Minister Frhr. v. Rheinbaben gab gemüthlich zur Antwort, daß er das Vorgehen des Beamten gegen die Socialdemokratie materiell billige, formell hätten diese allerdings ihre Dienstbefähigung überschritten. — Vom Centrum beschwert sich dann Herr Wellstein über die Nichtbeachtung der Vorschläge des Kreisrats bei der Landratswahl in St. Goar. Dort war im November das Landratsamt erledigt. Die Einberufung des Kreisrats, um über die Vorschlagsfrage zu verhandeln, wurde von der Regierung zunächst abgelehnt, schließlich aber über den Kopf des Kreisrats hinweg, der sich für die Wahl des Gerichtsassessors v. Liebering ausgesprochen hatte, der Landrat v. Kruse zum Landrat des Kreises ernannt. — Minister v. Rheinbaben bedauert, daß der Vordränger trotz seines Wunsches diese Sache zur Sprache gebracht habe, denn es lasse sich nicht umgehen, die persönliche Seite der Angelegenheit dabei zu erörtern. Die Frage, ob und wann der Kreisrat gehört werden soll, sei rechtlich ungewisshaft, habe aber mit dieser Angelegenheit direkt nichts zu thun. Der Landrat v. Kruse sei in seinem früheren Kreis Ahenau 8 Jahre tätig gewesen und habe sich die volle Zustimmung der katholischen Bevölkerung erworben. Er habe sich mit Objektivität der Interessen seines Kreises angenommen. Wenn dieser Mann aus Gesundheitsrücksichten und im Interesse seiner Familie den Wunsch einer Veretzung nach St. Goar ausgesprochen, so liege darin für die Bevölkerung dieses Kreises kein Moment der Begründung. Es sei aber eine künstliche Agitation gegen ihn ins Leben gerufen worden. Der Kreisrat habe den Gerichtsassessor v. Liebering in Vorschlag gebracht. Es sei ungewisshaft gewesen, ob er sich für das Amt des Landrats eignen werde. Ausschlaggebend für die Ablehnung seiner Wahl waren aber lediglich seine verwandtschaftlichen Beziehungen im Kreise. Die Konfession habe in der Frage überhaupt keine Rolle gespielt. Nach vollzogener Wahl durch den Kreisrat haben sich drei Mitglieder in einer Eingabe an das Ministerium für den Landrat v. Kruse ausgesprochen, so daß er thatsächlich auch die Mehrheit hatte. Die Erregung im Kreise hat sich dann auch sehr bald gelegt und der Kreisrat ist mit seinem neuen Vordränger sehr gut ausgekommen. Es liegt auch keine Verletzung der Parität vor. Ich habe in meiner früheren Amtstätigkeit allen Konfessionen ihr Recht werden lassen und werde das auch als Minister thun. Es sind auch in der letzten Zeit vier katholische Landräthe in evangelische Kreise berufen worden. Ich habe aber in der katholischen Presse nichts davon gelesen und andererseits in der evangelischen Presse nirgends eine Beschwerde darüber gefunden. Im Interesse des Friedens möchte ich bitten, diese Dinge nicht immer auf die konfessionelle Seite hinauszuweisen. Ich habe auch für die erledigte Landratsstelle in Ahenau einen katholischen Assessor in Vorschlag gebracht. Die Regierung denkt nicht darin einseitig vorzugehen, sondern sie läßt sich von sachlichen Gründen leiten. Das hat sie auch in diesem Falle gethan. — Dr. Kottich (nat.-lib.): Ueber die Wahl des Landrats in St. Goar ist schon wiederholt in der Presse diskutiert worden. Er ist gegen den Willen des Kreisrats vom König bestätigt worden. Der Kreisrat hat ihn aber nur deshalb nicht gewählt, weil er evangelischer Konfession war. Nun stimmen im vorigen Kreisrat 11 Stimmen gegen ihn und 8 Stimmen für ihn; später haben aber drei von der Majorität ihr Stimmrecht zurückgezogen und sich zu Gunsten des Landrats v. Kruse erklärt. Dann erst, nachdem ein Jahr vergangen war, hat der Minister Anlaß genommen, diesen Mann dem König zu empfehlen. Ich bin gewiß mit dem Abg. Wellstein einverstanden, daß man unbedingt die Selbstverwaltung hochhalten und auch auf das Votum des Kreisrats thunlichst Rücksicht nehmen muß. Der Kreisrat hat aber nur das Präsentationsrecht, und da war es allerdings nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung, den Vorschlag zu prüfen, und der verantwortliche Minister hat danach seine Vorschläge dem König zu machen. Der König hat den Landrat zu ernennen, und wenn er jedesmal immer nur denjenigen ernennen müßte, der ihm vom Kreisrat vorgeschlagen würde, so wäre ja sein Recht nur ein Schatten. Deshalb ist es Pflicht des Ministers, jeden Fall genau zu prüfen und zu erwägen, ob er dem König die Vorschläge unterbreiten solle. Wohin

sollte es überhaupt kommen, wenn nur je nach der Konfession die Beamten ernannt würden? Es muß ganz gleichgültig sein, welcher Konfession jemand angehört, wenn der betreffende Beamte nur tüchtig ist. Dieser Landrat ist freilich evangelisch, aber ein toleranter Beamter. Er hat schon früher in katholischen Gemeinden amtiert und sich dort allgemeine Sympathie erworben. Er ist durchaus bekannt als ein Mann, der Jedem gegenüber freundlich und wohlwollend die Interessen der Kreisangehörigen wahrnimmt. Ich bin sehr überzeugt, daß er bestrebt sein wird, die Differenzen auszugleichen, was ja auch natürlich seine Pflicht ist, er wird allen Kreisangehörigen, auch den Katholiken gegenüber und Denjenigen, die gegen ihn gestimmt hatten, ebenso wohlwollend entgegenkommen, wie den evangelischen und Denjenigen, die für ihn waren, wie das ja auch die Pflicht eines Landrats ist. Ich hoffe, daß der Minister in diesem Sinne die Sache auffassen wird, und ich hoffe, daß die Differenzen, die jetzt da sind, beseitigt werden. (Beifall.) — Nachdem die Abgg. v. Heydebrand (Konf.) und Schmitz (Centr.) gleichfalls die Landratswahl im Kreise St. Goar besprochen und einige Fragen der gestrigen Debatte wiederholt haben, lenkt Abgeordneter Feltich (Konf.) die Aufmerksamkeit auf die geringe Feuerficherheit der Baarenhäuser unter Hinweis auf den Brand des Baarenhauses in Rixdorf und befragt die Vorschläge zur Verbesserung. Es brauche nicht einmal ein Feuer auszubrechen, die bloße Panik bei einem Feuer werde bei der Enge der Gänge und Treppen schreckliche Folgen haben. Dabei müsse vor Allem bestimmt werden, daß nur eine bestimmte Anzahl von Personen in einem solchen Baarenhaus sich aufhalten dürfe. In Braunschwieg befiehe schon eine solche Bestimmung. — Minister v. Rheinbaben: Der Braunschwiger Fall hat den Minister der öffentlichen Arbeiten schon im vorigen Jahr zu einem Erlaß, betreffend die Verminderung der Gefahren bei Bauausführungen, veranlaßt. Nach dem Rixdorfer Brand habe ich mich mit dem Handelsminister und dem Minister der öffentlichen Arbeiten in Verbindung gesetzt, um zu beraten, wie einer solchen Gefahr vorgebeugt werden kann. — Abg. Barth (freis. Ver.) führt aus, jede Partei habe das Recht, nach gleichem Maß behandelt zu werden. Die Beamten hätten nichts als die Pflicht, dieser Anforderung nachzukommen. Der Bund der Landwirthe sei für die Regierung viel gefährlicher als die Socialdemokratie. — Abg. v. Jagow (Konf.) nimmt die politischen Beamten gegen die Angriffe Barths in Schutz. Weiter befragt dann das Verhalten der Polen. Die Polenpolitik der Regierung sei völlig richtig. — Abg. v. Jazdzewski (Pole) erklärt: Ich sagte gestern nur, daß die Polen auf nationalem Gebiet seit Jahren nichts wie Mißgunst erliefen. Nationalität ist das höchste Gut. Die wirtschaftliche Wohlfahrt kommt erst in zweiter Reihe. — Abg. Ketch (freis. Konf.) bedauert das Scheitern des Vereinsgesetzes. — Abg. Werner (deutschsoz. Reichsp.) wendet sich gegen die Namensänderungen der Juden. Wenn sie früher keine Aristokraten waren, so werden sie es auch durch die Namensänderung nicht. Weiterberatung morgen 11 Uhr.

Aus Kunst und Leben.

*** Verschiedene Mittheilungen.** Frau Rich-Weise, unsere frühere beliebte dramatische Sängerin, hat infolge ihrer starken Erfolge in Holland die ehrenvolle Aufforderung erhalten, demnächst im Haag zweimal als Solist aufzutreten, eine Rolle, in der wir sie die treffliche Künstlerin ausbilden werden.

Ein Fortschritt auf dem Gebiet der Volksbildung ist nach der „Schw. Ztg.“ in Baden zu verzeichnen. Das Blatt schreibt: Das Kultusministerium hat beschloffen, eine Petition der Deutschen Friedensgesellschaft, welche verlangt, aus den Schulbüchern Alles, was das öffentliche und sittliche Gefühl der Kinder ungünstig beeinflussen könnte, als Schandakten, Gedichte, in welchen der Massenmord verherrlicht wird, zu entfernen, gebührend zu berücksichtigen.

Obens neuestes Werk, „Wenn wir Todten erwachen“, gelangte vorgestern im alten Stadttheater in Leipzig zur Aufführung. Das Stück errang nur einen Achtungserfolg. Die düstere Symbolik des Dramas vermochte das Publikum nur wenig zu fesseln. Die Darstellung und Inszenierung waren lobenswerth.

Die Stadt Mainz trägt in den Kosten für die Errichtung eines Gutenberg-Museums 25.000 Mk. bei.

Ein rasender Südweststurm warf den Zeppelinischen Ballonschuppen in Friedrichshafen ans Land.

Aus Stadt und Land.

Wiesbaden, 15. Februar.

o. Gerichts-Personalien. Die Herren Feldwebel Oppermann und Faustlich von hier, sowie Diehl von Mainz haben das Gerichts-Assistenten-Examen bestanden. Herr Faustlich ist dem Amtsgericht dahier und Herr Diehl demjenigen zu Höchst a. M. als Hilfsarbeiter überwiesen worden.

— Königl. Schauspiele. Die allgemein hier herrschende Influenza-Epidemie hat auch die Königl. Schauspiele nicht verschont und ihr recht unangenehme Ueberraschungen bereitet. So erkrankte gestern um 6 Uhr, nachdem die „Stimme von Bortel“ bereits vollständig eingerichtet und der größte Theil der Mitwirkenden dazu bereits fertig angekleidet war, ganz plötzlich Fräulein

als Giordano Bruno, als er im Jahre 1600 zum Tode verurtheilt wurde. Nachdem man ihn sieben Jahre im Gefängnis gehalten und vergebens versucht hatte, ihn zu überzeugen, übergab die römische Kirche ihn endlich der weltlichen Gewalt mit der freundlichen Zusage, „ihn milde und ohne Mißvergehen zu behandeln“. In der Sprache des damaligen Rechtsgelehrten hieß das, daß man ihn lebend verbrannt zu sehen wünsche. Am 17. Februar 1600 befiel er ruhigen Muthes im Vertrauen auf die Wahrheit seiner Uebergewinnung den Scheiterhaufen auf dem Campo di Fiore in Rom. Als der Scheiterhaufen erloschen war, wurde die Asche des Verbrannten in den Tiber geworfen, damit jede Spur von ihm vertilgt würde. Die Strafe war hart, aber vom Standpunkt der Richter durchaus gerecht. Denn Giordano Bruno war ein falscher Wegweiser. Wenn man ihm folgte, so würden alle die großen Gedanken der Zeit, nicht nur Teufelslehre und Sündenbunt, sondern auch die Dreieinigkeit, ja die Kirche selbst entgleisen und den Abhang hinab in die schwarze Tiefe stürzen. Denn alle diese Gedanken wurden zu Kleinigkeiten und verschwanden im Verhältniß zu dem neuen, schwindelnden von einer unendlichen Welt, einem unendlichen Gott. Mit Zug verbannte da das Bestehende seinen argsten Widersacher des Lebens.

Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, daß, obgleich der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel hehrte, im Tode brach, obgleich die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber versinkt wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe aufging. Unsichtbar entzündeten Giordano Brunos Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne daß einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltanschauung, welche an diesem Tage zum Tode verurtheilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann. Langsam, aber sicher. Denn der neue Gedanke, der so groß und schön war, daß nicht einmal Kepler sich zu ihm zu erheben vermochte, hat sich von da an verbreitet. In unserer Zeit wird er schonungslos über Jedermann ausgebreitet, sproßt er auf in dem jungen

Kindergemüth. Jeder von uns erinnert sich jener schrecklichen Stunde, da er sich zum ersten Mal anfrängte, da die gemüthliche Vorstellung von der Himmelswelt zerbrach, und der Gedanke an den unendlichen Raum, die unendliche Welt und zu Boden rief. Von der Stunde an waren wir gezeichnet. Selbst wenn wir im Lauf der Zeit den Schmerz vergessen konnten, war der Durchbruch geschehen, und wir waren an einen Gedanken gefesselt, welchen wir nie mehr loslassen konnten, und welcher uns nicht mehr losläßt. Denn man kann nicht mehr zurückkehren. Die alte Periode in der Entwicklung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue und unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. Dreihundert Jahre scheinen eine lange Zeit für uns, aber es ist nur wenig, wo es sich um die gewaltigen Zeiträume der menschlichen Entwicklung handelt. Der Vorhang ist hinter uns gefallen. Mit gebendetem Blick starrten wir vorwärts. (Schluß folgt.)

Residenz-Theater.

Mittwoch, den 14. Februar: Benefiz für Max Wiese. Erst-Aufführung: „Das Bärenfell“. Schwan in 3 Akten von Gustav Kadelburg. Regie: Hans Manuzzi.

Die Berliner Kritik hat „Das Bärenfell“ arg gerügt und ist zu dem Schluß gelangt, daß Kadelburg ohne Compagnon eigentlich verrathen und verkauft sei und so ungefähr die Rolle des bekannten Greises auf dem Dache spiele. Nun, wir müssen gestehen, daß uns seine Compagnie-Arbeiten, die er mit Blumenthal verpagte, viel weniger lustig erschienen als dieser Schwan, unter den er sich selbst ipso facto setzen kann. Natürlich werthen wir dabei einen Schwan nur als Schwan, stellen keine literarischen Ansprüche, verlangen keine absolut wahrscheintliche Handlung und verglichen vor Allem auf eine scharfe Charakteristik der Figuren. Aber als Amusementstück hat das Ding seine Berechtigung. Schon die Voraussetzung ist sehr lustig: der Erbkönig schwer krank im Süden, während die Erben sich daheim das Bärenfell bereits theilen, es sich in des Onkels Villa wohl sein lassen, sich ganz wie die wirklichen Eigenthümer betragen und lustig darauf losleben. Da wird die Rückkehr des Onkels angekündigt — Alles rennet, rettet,

flüchtet und der Bär erscheint in vollster Gesundheit auf der Bühne, rächt den Vatern und geht streng mit den Wiffthären ins Gericht. Fast hat es den Anschein, als würde doch Alles zum guten Ende kommen, und man freut sich der Nicht Franziska, des „einen Gerechten wegen“, darüber. Da aber taucht eine Reisebekanntschaft des Herrn Manuzzi lustig dargestellten Onkels Bernide auf, die von Fräulein Schenck an, gemessen verkörperte Witib Mathilde Stelzner. Der Onkel verlobt sich mit ihr und das Bärenfell ist den „Gnaten“ verloren. Der Schluß fiel ein wenig ab, aber zweieinhalb Akte Fröhlichkeit und eine Dile von zündender Schläger — (Ich bin kein Mann, ich bin ein Mann), wurde am meisten bejubelt —, das ließ über das tragische Ende und mancherlei kleine Schwächen hinwegsehen. Genug, das sticht ins Gedächtnis und sticht gespielte Stück gefiel und Alles erntete lebhaften Beifall, am meisten der Benefiziant Herr Wiese, der den eifrigsten Bärenhautvertheiler mit seiner trockenen Komik wirksam spielte. Gleich beim Erscheinen wurde er von dem voll besetzten Hause lebhaft begrüßt und erhielt neben dem Vorber einige so vielversprechende, belästigte Gaben auf die Bühne gerichtet, daß man ihm eine „recht geknechte Mahlzeit!“ wünschen muß. Sehr glücklich charakterisierte Herr Kienisch den Konrad Bernide, besonders glückte ihm die kräftige, künstlich inszenirte Standpauke, die er gegen seine von Fr. Grilholz nett gespielte Frau riskierte. Der ansprechenden Leistung des Herrn Manuzzi, der übrigens einmal Leander, dem waghalsigen Dardanellenschwimmer, ein wenig Konkurrenz zu machen strebte, haben wir schon gedacht. Ruhig und sympathisch staltete Fr. Kollendi die anspruchsvolle der Erb-rechtskränze, die Franziska, aus. Allerliebst war wieder Fr. Tillmann, welche deren Schwester Life mit ihrer natürlichen Frische und jenem Anflug von Schnippigkeit, der ihr so gut anhebt, ins Leben setzte. Mit Anerkennung seien auch noch die Herren Schumann als alter Prokurist und Widmann als Freier Alles erwähnt. — Ein Jungling ersten Ranges ist „Das Bärenfell“ nicht, für ein paar vergnügte Stunden aber thun Darsteller und Autor — fast hätten wir „Dichter“ gesagt — das Schicksal, und so wird es das Stück gewiß zu einem guten Duzend Aufführungen bringen können. Sch. v. B.

rikats für Livrée, Herren, Knaben u. Mädchen,
Touristen-Schirme, Cravatten etc. 929